

Maria-Verena Leistner

„Der Hut flog mir vom Kopfe ...“. Auskünfte über Wilhelm Müller

Vortrag in der Anhaltischen Gemäldegalerie am 18. Februar 2023

Wenn sangesfreudige Gruppen *Das Wandern ist des Müllers Lust* oder *Am Brunnen vor dem Tore* singen, könnten sicher die wenigsten Singenden – wenn man sie danach fragte - den Namen des Dichters Wilhelm Müller nennen. Dieser Tatbestand – wenn man ihn positiv beurteilen will – ist durchaus eine Bestätigung für das Lob, das Heinrich Heine Müllers Gedichten gezollt hat. Am 7. Juni 1826 schrieb er über die Sammlung *Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten*, die Lieder zeigten, „... wie man aus den alten, vorhandenen Volksliedformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volkstümlich sind, ...“. Auch wenn Müllers Gedichte auf diese Weise zu Volksliedern geworden sind – oder gerade deswegen -, verdient es der Dichter nicht, ungenannt zu bleiben oder gar vergessen zu werden.

Wilhelm Müller wurde am 7. Oktober 1794 als Sohn eines Schneidermeisters in Dessau, der Residenzstadt des Herzogtums Anhalt-Dessau, geboren. Als er 14 Jahre alt war, starb seine Mutter. Durch eine zweite Heirat des Vaters wurden die finanziellen Verhältnisse der Familie aufgebessert; vor allem waren nun für den Sohn, der allein von sieben Kindern am Leben geblieben war, der Besuch der Dessauer Gelehrtenschule und ein Studium gesichert. Dafür schrieb er sich am 3. Juli 1812 an der Philosophischen Fakultät der jungen Berliner Universität ein und hörte Vorlesungen in Philologie, Philosophie, Geschichte und schöner Literatur. Und wie schon als Schüler, so erwies sich auch jetzt: Müller war äußerst sprachbegabt, und bald schon ging er anscheinend mühelos mit dem Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Englischen und Französischen um. Im Februar 1813 allerdings unterbrach er – wie viele andere junge Männer – das Studium, und er trat als freiwilliger Gardejäger in das preußische Heer ein. Er nahm unter anderem an den Schlachten von Groß-Görschen bei Lützen und Bautzen teil, er kam nach Prag und zuletzt in das Kommandantenbüro in Brüssel. Erst im November 1814, also nach knapp anderthalb Jahren, war er wieder in Berlin: ein von vaterländischem Pathos erfüllter Jüngling, der den zeittypischen Franzosenhass verinnerlicht hatte und sich für die wiederentdeckten altdeutschen Traditionen begeisterte.

Folglich widmete er sich nach der Wiederaufnahme der Studien nicht nur der klassischen Philologie – August Böckh, Philipp Buttmann und vor allem Friedrich August Wolf waren hier seine Lehrer –, sondern auch und vor allem der jungen Wissenschaft der Germanistik bei Johann August Zeune. Er wurde Mitglied der *Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache* und hielt dort Vorträge über das *Nibelungenlied*. Gleichwohl waren ihm Engstirnigkeit und Borniertheit, wie sie manche Gleichgesinnte aufwiesen, fremd. Müller fand Anschluss an verschiedene gesellige Kreise; und so auch wurde in Berlin der Grundstein gelegt für vielerlei Arbeitskontakte und Freundschaften von Bestand in den folgenden Jahren.

Der schwäbische Dichter Gustav Schwab traf 1816 in Berlin auf den zweiundzwanzigjährigen Müller, und er hat sich erinnert, wie dieser vor dem Erfolgsautor Friedrich Baron de la Motte Fouqué gestanden hat:

[...] sein Gesicht blühte in der ersten Jugend, eine fast jungfräuliche Scham färbte mit einem schnell wachsenden und vergehenden Rot die durchsichtige Haut seiner Wangen, im Auge glänzte der Stolz des werdenden Dichters; ein voller Kranz von blonden, halbgelockten Haaren umgab seine hohe Stirn.

Als junger Dichter war Müller erstmals 1816 an die Öffentlichkeit getreten: Gemeinsam mit vier Freunden aus dem Befreiungskriegsjahr – Georg von Blankensee, Wilhelm Hensel, Friedrich Graf Kalckreuth, Wilhelm von Studnitz – gab er die Gedichtsammlung *Bundesblüten* heraus. Im gleichen Jahr erschienen Müllers Nachdichtungen aus dem Mittelhochdeutschen – *Blumenlese aus den Minnesingern* –, 1818 eine Übersetzung aus dem Englischen – Christopher Marlowes *Doktor Faustus*. Und schon auch machte Müller mit Gedichten, kleinen Prosatexten und kulturjournalistischen Beiträgen in Zeitungen, Zeitschriften und in den damals wie Pilze aus der Erde schießenden Taschenbüchern auf sich aufmerksam. In einem der geselligen Kreise, zu denen er gehörte, bekam er die Anregung zu dem Zyklus *Die schöne Müllerin*, der 1820 erstmals vollständig publiziert wurde. Diese Anregung - sie bestand in einem Liederspiel aus zehn Gedichten, das einige junge Leute im Hause des hohen preußischen Beamten August von Stägemann veranstalteten. Müller hatte an diesem Liederspiel mit dem Namen *Rose, die schöne Müllerin* teilgenommen, und was in seine Verse einfluss, war der Reflex seiner unerwidert gebliebenen Liebe zu Luise Hensel, der Schwester seines Maler-Freundes und späteren Mannes von Fanny Mendelssohn, Wilhelm Hensel. Müller gab der Geschichte von der schönen Müllerin eine eigenständige zyklische

Gestalt und band 23 Texte durch einen Prolog und einen Epilog zusammen. Vertont wurde der Zyklus von Franz Schubert, 1986 auch von Rainer Bredemeyer; viele von Ihnen werden sie in Konzertaufführungen schon erlebt haben. Vorgeführt wird der Lebensweg eines Müllerburschen, der unbeschwert auf Wanderschaft ist, bis ihn eine schön gelegene Mühle und eine anmutige Müllerstochter zum Bleiben verlocken. Der Leser nimmt teil an der erwachenden Liebe und dem Jubel über die vermeintliche Gegenliebe der Müllerin, und er wird Zeuge der Enttäuschung, als diese ihm den Jäger vorzieht, Zeuge der trauervollen Entsagung und schließlich der Selbstaufgabe des Enttäuschten. Was allen Gedichten eigen ist: die Spiegelung des Ich und seiner Stimmungen in der Natur. Den Bach und das Vergissmeinnicht lässt der Müller an seinem Glück teilnehmen, und in seinem Schmerz bestimmt er sie zu seinem Grab. Den gesamten Zyklus hindurch zieht sich die Partnerbeziehung zwischen dem Ich und dem Bach: mehrfach wird er direkt angesprochen, sein Ufer ist der bevorzugte Aufenthaltsort – mit der Liebsten sowie allein –, der Bach erfährt alle Erlebnisse und wird eingeweiht in jede Stimmungslage. 21 Texte dieses lyrischen Dialogs werden vom Müller gesprochen, ein Gedicht ist als Wechselgesang angelegt, und im letzten Binnengedicht erhält der Bach das Wort: *Des Baches Wiegenlied* – ein Grablied. Der Bach erweist sich als beständig und treu und gibt dem Müller die Geborgenheit, die er unter den Menschen verloren hat.

Des Baches Wiegenlied

Gute Ruh, gute Ruh!
Tu die Augen zu!
Wandrer, du müder, du bist zu Haus.
Die Treu ist hier,
Sollst liegen bei mir,
Bis das Meer will trinken die Bächlein aus.

Will betten dich kühl,
Auf weichem Pflühl,
In dem blauen krystallinen Kämmerlein.
Heran, heran,
Was wiegen kann,
Woget und wieget den Knaben mir ein!

Wenn ein Jagdhorn schallt
Aus dem grünen Wald,
Will ich sausen und brausen wohl um dich her.
Blickt nicht herein,
Blaue Blümelein!
Ihr macht meinem Schläfer die Träume so schwer.

Hinweg, hinweg
Von dem Mühlensteg,
Böses Mägdlein, daß ihn dein Schatten nicht weckt!
Wirf mir herein
Dein Tüchlein fein,
Daß ich die Augen ihm halte bedeckt!

Gute Nacht, gute Nacht!
Bis alles wacht,
Schlaf aus deine Freude, schlaf aus dein Leid!
Der Vollmond steigt,
Der Nebel weicht,
Und der Himmel da oben, wie ist er so weit!

1817 wurde dem Absolventen der Berliner Universität vor dem Abschluss seines Examens eine große Auszeichnung zuteil: auf Grund positiver Gutachten seiner Universitätslehrer wurde Müller von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften ausgewählt, einen Baron auf einer Reise zu begleiten. Deren Ziele sollten Griechenland und Kleinasien sein, und Müller erhielt den Akademie-Auftrag, alte griechische Inschriften zu sammeln. Wien war die erste Station, und in den beiden dort verbrachten Monaten nahm Müller Unterricht im Neugriechischen. Am 6. November 1817 verließen die Reisenden Wien, nach Griechenland sind sie allerdings nie gekommen. Eine in Konstantinopel grassierende Epidemie und das Zerwürfnis mit dem Baron ließen aus dem ursprünglichen Reiseziel nichts werden – statt dessen kam ein einjähriger Italienaufenthalt zustande. Müller lernte Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Verona kennen. Von den empfangenen Anregungen und Eindrücken, von seinen Volkslied-Sammlungen und vielen neuen Kontakten zehrte er Zeit seines Lebens. Das umfangreichste und bedeutendste Ergebnis des Italienaufenthaltes war das 1820 erschienene Reisebuch *Rom, Römer und Römerinnen*, das eine bis heute noch nicht völlig erschlossene Fundgrube an literarischem, kulturhistorischem, soziologischem,

geschichtlichem und geographischem Material enthält. „*Vergnügen und Belehrung*“ habe ihm das Müllersche Italienbuch gewährt, schrieb Heinrich Heine in seinem Reisebild *Reise von München nach Genua*.

In Hochstimmung und mit Plänen angefüllt kehrte Müller im November 1818 nach Deutschland zurück. Vorerst jedoch galt es, einen Broterwerb zu finden. Aus Not, nicht aus innerem Antrieb zum Pädagogen, bewarb er sich bei der Schulbehörde seines Herzogtums Anhalt-Dessau um eine Anstellung. Das Gesuch war erfolgreich, und so wurde er ab 1819 Lehrer – genauer: Kollaborator, d. h. Hilfslehrer für Geschichte, Griechisch und Lateinisch an der Gelehrtenschule seiner Heimatstadt. Daneben arbeitete er als Gehilfe des Bibliothekars und wurde schließlich 1820 – unter Wegfall einiger Unterrichtsstunden – zum Herzoglichen Bibliothekar ernannt.

Die neuen Lebensumstände bedeuteten für den Fünfundzwanzigjährigen eine große Umstellung. Von 1812 bis 1818 hatte er sechs bedeutende europäische Städte kennen gelernt – Berlin, Prag, Brüssel, Wien, Rom und Neapel – nun musste er sich als Beamter eines kleinen Herzogtums einzurichten versuchen. Überall hatte er Freunde gefunden und – zurücklassen müssen; jetzt – vor allem am Anfang – fehlten ihm gleichgesinnte Partner zum Austausch in geistigen und künstlerischen Fragen. Er stürzte sich in die Arbeit. Der Einrichtung der Bibliothek widmete er sich mit großem Eifer und war für alles verantwortlich – von der Regalbeschaffung über den Büchereinkauf und die Rechnungsführung bis zur Katalogisierung. Das Unterrichten an der Schule machte ihm Freude, und bei seinen Schülern war er beliebt; weniger Gefallen fand er am Zensurengeben und an den Sitzungen. Das brachte ihm Ärger mit dem Direktor und mit der Schulbehörde ein, und wir wissen von ernsthaften Bemühungen Müllers, woanders eine Anstellung zu finden.

Vor allem die Dresdner Freunde – Hofrat Böttiger und Theodor Winkler – wurden deswegen mehrfach um Hilfe gebeten. Auch nach Wolfenbüttel und Berlin richtete Müller seine diesbezüglichen Wünsche. Jedoch der erhoffte Arbeitswechsel kam nicht zustande; und die Ausbruchsbestrebungen beschränkten sich fürderhin auf etliche Reisen – nach Leipzig und Dresden regelmäßig, nach Berlin, auf die Insel Rügen, nach Franzensbad sowie an den Rhein und Neckar. Auf der Rückreise von einem Kuraufenthalt im Böhmischeschrieb Müller aus Weimar am 26. August 1826 an seine Frau: „*Ich bringe die Erfahrung mit Partout comme chez nous, wenigstens in allen kleineren Hofstädten. Laß uns daher in Geduld unser Dessau tragen und ertragen.*“ 1821 hatte Müller geheiratet – Adelheid Basedow, die Tochter eines Dessauer Regierungsbeamten und Enkelin des bekannten Philanthropen Bernhard

Basedow.¹ Der Zwang zum Rechnen und Haushalten verließ Müller bis an sein Lebensende nicht. Dem Paar wurden zwei Kinder geboren – Auguste und Max[imilian]; er studierte in Leipzig, Berlin, Paris, wurde ein namhafter Orientalist und Sanskritforscher und verbrachte den größten Teil seines Lebens in England.

Neben den Reisen waren es die Briefe, mit deren Hilfe Müller über die eng gezogenen Grenzen Dessaus hinaus Kontakte zu Verlegern und Redakteuren – vor allem zu Brockhaus in Leipzig und Cotta in Stuttgart –, zu bedeutenden Persönlichkeiten des kulturellen Lebens der zwanziger Jahre sowie zu Schriftstellerkollegen – so zu Arnim, Fouqué, Jakob Grimm, Wilhelm Hauff, Friedrich von Matthisson, Adolf Müllner, Gustav Schwab, Ludwig Tieck und Varnhagen von Ense – sowie zu Freunden aufrecht erhielt. An annähernd 70 Empfänger sind Briefe erhalten, weitere Adressaten sind in autobiographischen Quellen erwähnt. Zu Goethe hat Müller den Kontakt gesucht – er schickte ihm 1820 seinen ersten Gedichtband und hat zweimal seine Aufwartung bei ihm gemacht, aber das Verhältnis blieb kühl.

Nicht nur die Notwendigkeit, sich anzupassen an den Rhythmus und an die Verpflichtungen, die ihm das Anstellungsverhältnis auferlegte, dämpften die Hoffnungen, die er aus Italien mitgebracht hatte. Schon auf der Rückreise wurde ihm ein anderer Zwang deutlich; am 15. November 1818 schrieb er aus München in einem Brief:

Das Vaterland hat mich mit Reif und Schnee und Nebel begrüßt, das wäre noch zu ertragen, aber, aber, die Philisterei [...] stürzt so schrecklich auf mich ein wie auf den Simson, als er die Säulen umriß, die den Festsaal der Goliathsbrüder trugen.

Es waren die politischen Verhältnisse, wie er sie in Deutschland vorfand, die die Hochstimmung des Italienjahres herunterdrückten: Die Euphorie der Befreiungskriege war verfliegen, ein weiterer Verfolg freiheitlicher Ideen war gefährlich geworden, die Dunstglocke der Restaurationszeit hatte sich über Deutschland gelegt. Schon im Januar 1816 war Müller erstmals mit der Zensur in Konflikt geraten, als seine Ankündigungsverse für die Gedichtsammlung *Bundesblüten* verboten wurden. Beim Zensor deshalb vorstellig geworden, wurde dem jungen Dichter gesagt, das Wort „Freiheit“ käme zu häufig vor in den Versen. Er widersprach daraufhin mit dem Hinweis, der König selbst habe doch zum Kampf für die Freiheit aufgerufen, und bekam zur

¹ Für die Goethefreunde der Hinweis: 1774 machte Goethe zusammen mit Johann Caspar Lavater und Johann Bernhard Basedow eine Rheinfahrt, bei der das Gedicht *Diner zu Coblenz im Sommer 1774* entstanden ist.

Antwort: „Ja, damals!“ Der allgemeinen Stimmung unter dem Druck der Restauration gab Müller in der Widmung Ausdruck, die er für seinen schwedischen Freund Per Daniel Amadeus Atterbom im zweiten Band seines Italienbuches voranstellte. Da heißt es am Ende.

[...] denn die große Fastenzeit der europäischen Welt, der Marterwoche entgegensehend und harrend auf Erlösung, verträgt kein gleichgültiges Achselzucken und keine flatterhaften Vermittelungen und Entschuldigungen. Wer in dieser Welt nicht handeln kann, der kann doch ruhen und trauern.

Prägnanter Ausdruck solcher Trauer ist der Gedichtzyklus *Die Winterreise*, der als Ganzes 1824 im zweiten Band der Waldhornisten-Lieder erschien. Lieblosigkeit der Menschen, trister, trostloser Winter, Kälte und Erstarrung sind das Thema dieser Gedichte. Die natürliche Welt, durch die die Fuß-Reise der Ich-Figur führt (Dorf, Landstraße, Wegekreuzung, Wirtshaus, Friedhof), ist eine große Metapher, die poetische Verkörperung einer erstarrten geschichtlich-gesellschaftlichen Welt. Die Ich-Figur als ein Unbehauster, ein von Kälte umgebener Fremdling, bekennt:

Gute Nacht	Fremd bin ich eingezogen, Fremd zieh ich wieder aus [...]
------------	--

Einsamkeit	So zieh ich meine Straße Dahin mit tragem Fuß, Durch helles, frohes Leben, Einsam und ohne Gruß.
------------	---

Untilgbar eingebrannt hat sich dem lyrischen Ich die Erinnerung an ein vergangenes kurzes Liebesglück, an eine Zeit der Hoffnung. Um so deprimierender ist für ihn die froststarrende Gegenwart. Und er, der „*arme Flüchtling*“, schlägt einen Weg ein, der ihn immer weiter herausführt aus der Sozietät – hinaus aus der Stadt, durch das Dorf hindurch; schließlich wandert er fernab von der Landstraße, auf der die Postkutsche fährt. Er geht

Der Wegweiser	[...] versteckte Stege Durch verschneite Felsenhöhn
---------------	--

und irrt durch „*Wüstenein*“. An Plätzen vergangenen Glücks sucht er nach Erinnerungszeichen – jedoch auch sie sind zugefroren und verschneit. Irrlichter und eine Krähe begleiten ihn auf einer Straße, „*die noch keiner ging zurück*“.

Der unbehauste, umherirrende *G e s e l l e*, wie er sich selbst bezeichnet – in den Gedichten *Der Lindenbaum* und *Rückblick* – ist kein Handwerksbursche wie in der *Schönen Müllerin*. Der, dem „*der Hut vom Kopfe flog*“, er ist ein mit sich und der Welt zerfallener Intellektueller, ein Außenseiter, dem kein Platz in der Gesellschaft eingeräumt wird, der zugleich aber unter seinem Außenseitertum leidet. Und er schwankt zwischen Ergebenheit in sein Los und dem Aufbegehren dagegen, zwischen Tränen und bitterem Humor. Seine Hoffnung knüpft sich an ein einzelnes Blatt, das am Baum vom Sommerlaub übrig geblieben ist. Die Ich-Figur bangt, dass dieses Blatt nicht auch abfallen möge, und das Bangen bringt ihn selbst zum Zittern. Doch – das Blatt fällt und ihm bleibt das Weinen um die vergebliche Hoffnung.

Letzte Hoffnung

Hier und da ist an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu sehn,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken stehn.

Schaue nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung dran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Zittr' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall ich selber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab.

Aber das Ich muss weiterziehen, und mit diesem Weiterziehen endet der Zyklus: In einem Leiermann ist ein Partner gefunden worden – ebenfalls ein Außenseiter.

Der Leiermann

Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er, was kann.

Barfuß auf dem Eise
Schwankt er hin und her;
Und sein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören,
Keiner sieht ihn an;
Und die Hunde brummen
Um den alten Mann.

Und er läßt es gehen
Alles, wie es will,
Dreht, und seine Leier
steht ihm nimmer still.

Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehen?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?

Die in dem Gedicht vorgeführte, ganz unwirkliche Situation fordert immer wieder zu Deutungen heraus – auch zu bildkünstlerischen. Die Schlussfrage „*soll ich mit dir gehn?*“ lässt das Ende offen: Ist beiden aus dieser absurden Situation nur der Tod gewiss, oder ist durch die *Lieder* und deren Begleitung mit der *Leier* ein Weiterleben angedeutet?

Wie Wilhelm Müller in den *Winterreise*-Gedichten schroff und unversöhnlich ein Fremd- und Unbehaustsein artikuliert hat, erhielten sie eine Dimension von geradezu rücksichtsloser Modernität. Gleichwohl knüpfte er auch mit diesen Texten an die Volksliedtradition an: Er übernahm – nicht ausschließlich – die Volksliedstrophe und das Reise- und Wanderlied, wie es in der Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* und bei den Romantikern Eichendorff und Uhland häufig zu finden ist. Aus dieser Tradition wollte

Müller nicht nur nicht ausbrechen, sondern sie galt ihm als verbindlich. Und eben daher vollzog er keinen Bruch mit dieser Tradition, sondern versuchte ihr einen „*neuen Ton*“ abzugewinnen. Auch als Lyrik-Rezensent sprach sich Müller dafür aus, dass das Lebensgefühl des modernen Dichters in Versen zum Ausdruck kommen sollte, die sich von der Bindung an nationale Dichtungstraditionen, zumal an diejenigen volkspoetischen Ursprungs keinesfalls lossagen dürften. Müller präziserte im Laufe der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts diese Auffassung, und er benannte sein Liedideal in einer umfangreichen Abhandlung zur Lyrik seiner Zeit, in dem 1826 erschienenen Aufsatz *Über die neueste lyrische Poesie der Deutschen*:

„Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdrucks, bewusstlos tiefe Innigkeit [...] und naive Unbefangenheit in der schüchternen Aussprache des Höchsten.“

Das „*moderne*“ oder „*zeitgemäße*“ Lied sei „*nur eine geregelte und veredelte Natursprache der Freude und des Schmerzes*“. Dabei betont Müller, dass der Rückgriff auf tradierte Formen nicht mit der Verwendung altertümelnder Wortbildungen und Wendungen zu verwechseln sei.

Die Besonderheit der Müllerschen Gedichte hat Heinrich Heine in Worte gefasst, als er ihm am 7. Juni 1826 schrieb: „*Ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben.*“ „*Reiner Klang*“ und „*wahre Einfachheit*“ benennen die Merkmale, die in Heines eigenen Gedichten durch die ironische Brechung verloren gegangen sind.

Mit seinem Plädoyer für den lebendigen Kontakt zur nationalen Dichtungstradition verband Müller indessen eine Abwehrhaltung, die durchaus etwas sehr Problematisches hatte. Und diese Abwehrhaltung kam besonders bei Gelegenheit seiner Besprechung von Gedichtbänden des Grafen August von Platen und Friedrich Rückerts zum Ausdruck. Das Interesse für orientalische Dichtungstraditionen, das nicht zuletzt durch Goethes *West-östlichen Divan* wachgerufen worden war, hatten Platen wie auch Rückert produktiv zu machen versucht. Prompt aber warf Wilhelm Müller beiden ein Liebäugeln mit Fremdländischem vor. Letztlich war es die deutsch-patriotische Gesinnung, die da in Müller noch immer fortwirkte und die als urteilbildend auch und gerade im Ästhetischen hervortrat.

Eine ebenfalls volkstümlich gewordene Gedichtgruppe Müllers sind seine *Tafellieder für Liedertafeln*, die wie der *Winterreise*-Zyklus 1824 erschienen. Zwei

Wesensmerkmale sollen an ihnen herausgestellt werden. Zum einen sind in ihnen Züge von Deutschtümelei zu entdecken. Diese Lieder, sie huldigten einem zeittypischen Geselligkeits- und Vereinswesen mit der Mischung aus Trinkfreuden und politischem Rasonieren. (Wilhelm Müller war ein engagiertes Mitglied der vom Dessauer Hofkapellmeister und Komponisten Friedrich Schneider 1821 gegründeten Dessauer Liedertafel.) Im Gedicht *Der neue Demagoge* heißt es zum Beispiel:

4. Strophe Deutsch und frei und stark und lauter
 In dem deutschen Land
 Ist der Wein allein geblieben
 An des Rheines Strand.

5. Strophe Und er läßt die deutsche Tugend
 Läßt den deutschen Mut
 Frank und frei im Glase sprudeln,
 Und man heißt es gut.

Gleichwohl hatten die *Tafellieder*-Texte – und damit sei deren zweites Wesensmerkmal herausgeleuchtet – durchaus auch einen subversiv-liberalen Gehalt, der beachtet sein will. Schon das Vivat auf den „*König Wein*“ im Eingangslied drückt, ohne sie direkt auszusprechen, zugleich die Verachtung für das politische Oberhaupt aus. Und die vierte Strophe des Lieds *Geist der Zeit und Geist des Weins* formuliert mit einer Häufung von Adjektiven das Urteil über die Zeit: *matt, schal, trüb, kalt, bleich, fahl*. Auch die Fortsetzung dieser Reihung mit der Steigerung „*Und vielleicht noch ärger!*“ gab jedem Leser bzw. Hörer Gelegenheit, das hier gefällte Urteil anhand eigener Zeiterfahrungen zu ergänzen und zu konkretisieren. Der Tenor der *Tafellieder* Wilhelm Müllers berechtigt zu der Feststellung, dass hier bereits Anfänge der politischen Lyrik des Vormärz gesehen werden können. Was Müller 1826 über die patriotischen Gelegenheitslieder von Ludwig Uhland geschrieben hat, verweist denn auch genau auf diejenigen politischen Intentionen, welche er selbst mit seinen Liedern verband: „*Denn solche Werke sind ja zugleich Taten, [...]*“ Politisches Handeln war dem einstigen Mitkämpfer in den Befreiungskriegen angesichts der Zeitumstände wie auch seiner eigenen Lebensverhältnisse nicht möglich. Aber es blieb ihm, wie er meinte, die Tat der Dichtung, um sein Engagement und die ihm versagte Aktivität abzugelten.

So auch machte sich Müller mit entschiedener Hingabe zum Sänger der Unabhängigkeitskampfes der Griechen in den zwanziger Jahren. Anfang März 1821

hatte der in russischen Diensten stehende griechische Offizier Alexander Ypsilanti mit seiner Heiligen Schar den antitürkischen Aufstand entfacht, am 25. März erklang das Signal für die allgemeine Erhebung. Im Oktober desselben Jahres lag bereits Müllers Erstes Heft *Lieder der Griechen* gedruckt vor. Nur wenige Dichter (Friederike Brun, Amalie von Helvig und Emil Reiniger) hatten sich vor ihm zu diesem Ereignis geäußert, so dass Müllers erstes Griechenlieder-Heft großes Aufsehen erregte, 1000 Exemplare in wenigen Wochen vergriffen waren und in den Zeitungen begeistert besprochen wurden. – Bis 1826 begleitete der Dichter Wilhelm Müller den griechischen Befreiungskampf; in sechs Heftchen erschienen die einschlägigen 55 Gedichte (die ungedruckten eingeschlossen) und eingebracht haben sie ihm den Beinamen „Griechen-Müller“. Und in der Tat hat Müller mit seinen Liedern eine wesentlich stimulierende Rolle in der deutschen Philhellenismus-Bewegung gespielt. Freilich – derjenige, der sie sang, gab sich dabei nach wie vor als ein deutscher Patriot des Jahres 1813 zu erkennen – auch darin noch, dass er besonders die vom nationalen Abwehrkampf ausgehende einigende Wirkung auf das Volk herausstellte. Und nicht zufällig machte er Angehörige der verschiedenen griechischen Stämme und Generationen, auch Gefallene und Ahnen, sowie Vertreter beider Geschlechter und selbst Kinder zu Sprechern, die ihre Leidensgefährten zum gemeinsamen nationalen Kampf aktivieren.

Darüber hinaus sind die Gedichte Müllers geradezu eine Chronik zum Verlauf des griechischen Unabhängigkeitskampfes, und sie dokumentieren zudem die Rolle der europäischen Staaten in diesem Kampf. Dabei sind dem Dichter scharfe Attacken gegen die feudale Reaktion aus der Feder geflossen – die ihn natürlich erneut mit der Zensur in Kollision brachten. Es befinden sich in den Griechenliedern sarkastische Angriffe auf die reaktionäre Zeitung *Der Österreichische Beobachter*, das Sprecherorgan der griechenfeindlichen Politik Österreichs. Ebenso attackiert wurden führende Politiker der Heiligen Allianz, und Müller verurteilte neutralistische bzw. türkenfreundliche Haltungen der europäischen Großmächte. Aber er war nicht lediglich Chronist dieses Unabhängigkeitskampfes; dieser erhielt zugleich eine metaphorische Funktion: der griechische Heldenmut war dem Dichter der Gegenentwurf zur Tatenarmut in Deutschland; sehnsüchtige deutsche Phantasie ergriff sich den griechischen Schauplatz, auf ihm strebte sie sich abzugelten.

Neben den Zeitungsrezensenten waren es viele Schriftstellerkollegen, die sich begeistert über Müllers Griechendichtungen geäußert haben. Ein Beispiel sei

stellvertretend für viele Stimmen zitiert. 1826 widmete ihm Amalie von Helvig, die Schwester von Charlotte von Stein, ein Gedicht, dessen erste Strophe lautet:

Gruß dir, der kühn gesungen,
Und schön, für Griechenland!
Aus tiefster Brust entrunnen
Hat auch dein Lied durchdrungen
Die Seelen, dir verwandt.

Müllers Griechenlieder befanden sich auch im Gepäck der deutschen Freiwilligen, die nach Griechenland zogen, um sich an dem Befreiungskampf zu beteiligen. Während seines Kuraufenthaltes 1826 in Franzensbad machte Müller selbst die Erfahrung, wie populär seine Texte waren. Am 10. August 1826 schrieb er an seine Frau nach Dessau: *„Die Griechenlieder sind selbst bis tief in Östreich bekannt [...], u ich werde daher hier oft mit großen Augen angesehen.“* Und in Griechenland ist das Müllerschen Engagement bis heute nicht vergessen: 1891 spendete die griechische Regierung den Marmor für das Dessauer Müller-Denkmal; zur Feier seines 100. Todestages wurde an der Dessauer Stadtbibliothek eine Gedenktafel enthüllt, und in Athen trägt eine Straße seinen Namen.

In engem Zusammenhang mit seinen Griechendichtungen und –schriften ist seine Rezeption des englischen Dichters Lord Byron zu sehen. Ab 1821 rezensierte er regelmäßig Byrons neuerschienene Werke, und er veröffentlichte im *Literarischen Conversations-Blatt* Auszüge aus den autobiographischen Schriften und Briefen Byrons. Die intensive Beschäftigung mit dem berühmten und legendenumwobenen Engländer hatte ihren Höhepunkt sodann in dem 1824 geschriebenen Grablied und 1826 in einem großen Byron-Essay für das Brockhaus-Journal *Zeitgenossen*. Dabei sah Müller in Byron – wie die Mehrzahl der zeitgenössischen Byron-Rezipienten – gewiss auch den Zerrissenen, den von Weltschmerz erfassten Dichter; Müller hob aber ebenso den großen einzelgängerischen Opponenten hervor, der bewusst gegen die Konventionen und Normen seiner Gesellschaft verstieß. Vor allem jedoch widmete Müller der Darstellung von Byrons politisch liberaler Haltung breiten Raum. Byron figuriert als ein idealischer Freiheitskämpfer, der gleichsam als Müllersches Wunsch-Ich identifizierbar ist. Dieser Byron, er ist eben zu jener Aktivität vorgestoßen, die seinem deutschen Sympathisanten verwehrt blieb.

Dieser große Byron-Essay verweist auch – wie schon der vorher erwähnte Lyrik-Aufsatz – auf einen Schreibbezirk Wilhelm Müllers, der hier eigens hervorgehoben

werden muss, zumal er rein quantitativ den des poetischen Schaffens weit übertraf: Tatsächlich zählte Müller zwischen 1817 und 1827 zu den wichtigsten deutschen Literaturrezensenten. Kein namhafter Zeitschriftenherausgeber blieb von seinen Angeboten verschont, vor allem mit Brockhaus, Cotta, Gubitz, Methusalem Müller arbeitete er dauerhaft und intensiv zusammen; schließlich belief sich die Gesamtzahl der Zeitschriften und Almanache, die er mit Beiträgen versorgte, auf sage und schreibe **29**. Dabei war Brockhaus der Vorzugspartner; aber bis nach Breslau und Wien wurden Beiträge auf die Reise geschickt, und Müllers literaturgeschäftliche Korrespondenz schwoll von Jahr zu Jahr an. Allein für das *Literarische Conversations-Blatt* und den Vorläufer das *Literarische Wochenblatt* – das anfangs in Altenburg herausgegeben wurde – verfasste Müller etwa 130 Artikel bzw. Artikelfolgen. Er schrieb außerdem rund 70 Artikel für eine erweiterte Ausgabe von Brockhaus' Konversationslexikon. Ebenfalls für die *Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste* hat Müller ab 1821 rund 400 Artikel verfasst; 1826 übernahm er zusätzlich die redaktionelle Mitarbeit an der II. Sektion dieser Enzyklopädie. 1820 hat er auch mit einer eigenen Zeitschrift – *Askania* – Fuß zu fassen versucht, aber das Unternehmen scheiterte nach sechs Heften.

Seine nationalpatriotische Gesinnung hinderte ihn nicht daran, die Leser des *Literarischen Conversations-Blatts* auch mit der zeitgenössischen Literatur des Auslands bekannt zu machen. Neben den Werken von Lord Byron rezensierte er auch die Neuerscheinungen von Walter Scott und Washington Irving; in der französischen Literatur waren es Pierre Jean de Béranger, Casimir Delavigne und Alphonse de Lamartine. Über einige Jahre hinweg hat Müller englische und französische Zeitschriften regelrecht ausgeschlachtet und die kulturellen Informationen zu Fortsetzungsfolgen unter Überschriften wie *Literarische Stadtgespräche aus London* bzw. *Literarische Stadtgespräche aus Paris* zusammengestellt.

Da mag man denn wohl auf einen Widerspruch stoßen: Müller, der so entschieden vor dem literarischen Marktwesen gewarnt und literarische Mode brüsk verurteilt hat, stand seinerseits mitnichten davon ab, sich rezensierend auf die Flut gängiger Massensliteratur einzulassen. Und dabei wiederum erwies er sich durchaus als jener wendige Vielschreiber, der aus dem Riesenfonds der Almanache und Taschenbücher etliches Kapital zu schlagen wusste. Bewundernswert sind dabei in erster Linie der große Fleiß und die Ausdauer, die Müller aufgewendet hat, um 31 solcher Almanache und Taschenbücher – manche von ihnen Jahr für Jahr – zu verfolgen. Und obwohl er häufig in Briefen über Zeitmangel klagte und sich seiner schlechten Augen wegen die Texte teilweise sogar vorlesen lassen musste, blieb er

diesem Geschäft geradezu verbissen treu – wohl wissend, wie kurzlebig diese „Waren“ waren und wie gering ihr literarischer Wert. Da drängt sich die Frage nach dem Warum auf. Zwei ganz unsensationelle Gründe: zum einen finanzielle Notwendigkeit, zum anderen das Streben, seinen Platz und seinen Namen auf dem literarischen Markt zu behaupten. In vielen Briefen – vor allem an Brockhaus und an Cotta, mehrfach auch an Adelheid – spielt Finanzielles eine beträchtliche Rolle. Die betreffenden Briefpassagen weisen zudem aus, dass der Autor gewissenhaft Buch führte, sich aber auch schlechthin genötigt sah, seine Honorare einzutreiben bzw. um Vorschüsse zu bitten. Dem Freund Atterbom stellte er sich im Brief vom 10. April 1825 *„als ein Muster eines Autors [vor] [...], der seine Tätigkeit, ohne geradezu zu schludern und dem Mammon untertan zu werden, doch bezahlt zu machen weiß; und das muß ich als Familienvater [...].“* Dabei war er sich der Gefahren durchaus bewusst und drohte im November 1821 gegenüber Brockhaus: *„Wenn ich ein Allerwelts-Geschwindschreiber werde, so haben Sie mich auf dem Gewissen.“*

Doch wie auch immer: Nicht wie Heinrich Heine wusste Wilhelm Müller sein poetisches und sein publizistisches Werk heimlich (oder auch gar nicht heimlich) zusammenzuknüpfen. Er war anspruchsvoller Dichter und hastiger Vielschreiber zugleich; den Verhältnissen bot er die poetische Stirn, aber gleichermaßen verfiel er ihnen – insofern war er auch ein Zerrissener.

„[...] und lasst uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden.“ Diesen Wunsch hatte Heine 1826 in seinem eingangs zitierten Brief an Müller ausgesprochen. Aber das „gemeinschaftliche Streben“ konnte sich nicht mehr entfalten: In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober 1827 starb Wilhelm Müller; am 7. Oktober hätte er sein 33. Lebensjahr vollendet. Wenige Tage zuvor war er von der schon erwähnten Reise zurückgekehrt. Sie hatte ihn und seine Frau während sechs Wochen per Postkutsche über viele Stationen nach Frankfurt, zum Rhein bis nach Straßburg und anschließend durch Schwaben geführt. Auf dem Rückweg wurde noch in Weimar und Leipzig haltgemacht. Es war keine Erholungsreise. Müller hatte Freunde und Briefpartner besucht, Beiträger für die *Allgemeine Enzyklopädie* geworben bzw. die säumigen Artikelschreiber gemahnt. Er hatte Bibliotheken, Museen, Kunstsammlungen und Schlösser besichtigt und Ausflüge per Schiff, zu Fuß oder auf Eseln gemacht. In dem Tagebuch, das er und Adelheid geführt haben, sind Begegnungen und Gespräche mit etwa 70 Personen festgehalten. Notiert hat Müller darin auch Stichworte für neue literarische Vorhaben.

Diejenigen, die ihm kurz zuvor begegnet waren oder einen der Briefe erhielten, den er am Abend geschrieben hatte, bevor ihn im Schlaf der Infarkt ereilte, waren von seinem Tode besonders betroffen. In zahlreichen Zeitungen wurden Nachrufe veröffentlicht und Gedichte auf Müller geschrieben, in Briefen teilte man sich die traurige Nachricht mit, und Adelheid Müller erhielt eine große Zahl von Beileidsbezeugungen. Der Herzog von Anhalt-Dessau gewährte ihr eine Witwenpension von 100 Talern und für den damals vierjährigen Sohn 50 Taler bis zu dessen 21. Lebensjahr. Die Witwe und die Halbweisen lebten lange Zeit recht ärmlich. 1847, nachdem er in England eine Anstellung gefunden hatte, konnte Max Müller seiner Mutter, die damals bei der Tochter Auguste in Chemnitz wohnte, erstmals Geld überweisen.

Abschließend seien einige Sätze des Gedenkens an Wilhelm Müller zitiert, die Gustav Schwab 1830 in der ersten zusammenhängenden Biographie geschrieben hat, die dem Dichter gewidmet wurde. Beide waren drei Jahre zuvor während Müllers elftägigen Besuchs in Stuttgart gute Freunde geworden:

Seine Gedichte ließen harmloses Wohlwollen gegen Jedermann, schnelle Begeisterung für Schönes und Gutes, Talent für Geselligkeit und geistreiche Unterhaltung zum voraus ahnen. Im nähern Umgang aber entwickelte sich bei ihm auch ein Ernst der Gesinnung, ein biederer Sinn, eine sittliche Zuverlässigkeit, die, wenn man sie einmal erkannt hatte, auch den leichtesten Produkten seiner heitern Muse ein besonders reizendes Ansehen verliehen, wie Lusthütten, die auf Felsen gebaut sind.